

Auch Kinder, die täglich beten, werden nicht automatisch gute Menschen.

Malte Buschbeck

Verkannte Potentiale

Glaubensbereitschaft fällt nicht vom Himmel. Auch nach katholischer Gnadenordnung nicht. Und obwohl bzw. gerade weil es zu den gemeinchristlichen, also allen Christen aller Konfessionen gemeinsamen Überzeugungen gehört, daß Glaube Gnade ist und „niemand zu mir kommen kann, wenn ihn der Vater nicht zieht“ (Joh 6,44). Sie – die *Glaubensbereitschaft* – bleibt bedingt und wird beeinflusst durch vielerlei Lebensumstände des einzelnen und der Gesellschaft, in der dieser einzelne sein Leben zubringt. Diese Lebensumstände sind der Verbreitung und Entfaltung des Glaubens einmal günstiger und ein andermal weniger günstig. Es gibt Zeiten und Milieus, wo alles leicht zu gehen scheint, wo sozusagen das eine das andere ergibt, wo die Kraftströme des Glaubens ineinander überfließen, wo diese das ganze gesellschaftliche Leben, wie äußerlich oder innerlich auch immer, durchdringen und wo der einzelne auch dann noch als vom Glauben getragen gilt, wenn er sich ein ganzes Leben nie bewußt dafür entschieden hat. Er lebte „im Glauben“, einfach weil er von den anderen, von der Familie, von der Gemeinde, von seinem Lebenskreis, von religiöser Sitte und kirchlichem Brauchtum *mit*getragen wird. Und es gibt andere Zeiten und andere Milieus, wo schier nichts zu gehen scheint, in denen die ausgeklügeltsten Pastoralpläne nichts und selbst der inbrünstigste Zeugnisswille tieffrommer Welt- und Ordenschristen, der rührigsten Prediger und der zeitaufgeschlossensten Bischöfe nur wenig zu bewegen vermögen.

Wer zur Resignation neigt, kann gute Gründe dafür anführen

Niemand wird bestreiten wollen, daß unsere Milieu- und Zeitlage eher zu den letzteren gehört. Daß also in der gesamten Glaubensverkündigung so gut wie *nichts von allein geht*, sondern alles, was mit Glauben zu tun hat, was ihn stärken und seiner Weitergabe und Verbreitung dienen soll, sehr mühsam erarbeitet werden muß und dennoch nur mit sehr geringer Wirkung umgesetzt werden

kann. Und daß auch Hoch-Zeiten besonderer kirchlicher Erhebung, die punktuellen Ereignisse medienbestimmter Öffentlichkeitswirksamkeit wie Kirchentage und Papstbesuche wenig daran ändern.

Entsprechend fehlt es an beiden nicht: an *Zeichen der Resignation* und an *Rufen nach einem völlig neuen Anfang*. Dabei scheinen allerdings letztere in ersteren fast noch unterzugehen, ja von ihnen ertränkt zu werden, also selbst noch Echo von Resignation zu sein, Befreiungsschreie von jemandem, der sich im Wald fürchtet. Immer wieder ist in Gesprächen mit kirchlich und vor allem seelsorglich Verantwortlichen zu hören: Die Leute ziehen lautlos aus; die Kirchenbänke werden „immer noch“ leer; die Erstkommunikanten sehe man (trotz arbeitsintensivster Vorbereitung) nach dem Weißen Sonntag schon bald nicht wieder, die Firmlinge trotz Eigenentscheidung später noch seltener

Was bleibt, seien „Reste“. *Reste von Menschen*, die ihren Glauben „noch“ zu bekennen und zu leben suchen und ihn kirchlich sichtbar machen, und *Glaubensreste* bei den Vielen, die vielleicht einmal beim Glockenläuten Gefühlsregungen überkommen, in Urlaubstagen gelegentlich halb leeren, halb neugierigen Blicks durch ein kunstgeschichtlich bedeutsames Gotteshaus schweifen. Ansonsten aber würden sie den Weg zur Kirche nicht finden und im Gottesdienstbesuch und beim Gebet sich bestenfalls „noch“ durch den Ehepartner, meist durch die Frau – aber gerade bei den Frauen bröckelt's ja gewaltig –, „vertreten“ lassen. Und gelegentlich sollen auch schon Kinder, da ein Fernsehfilm oder ein Fußballmatch interessanter und weniger mühsam ist, sich beim Kirchgang durch Eltern vertreten lassen wollen, während „früher“ in traditionskirchlichen Milieus eher die Kinder die Eltern vertraten.

Seelsorger finden sich so plötzlich und bedauernd in ihrem eigenen nackten Glauben wieder, der trotz aktiver Gemeindekerne eigentlich von keiner Gemeinde mitgetragen werde. Die *innerkirchlichen Spannungen*, die Schwierigkeiten der Menschen mit den Moralvorschriften der Kirche auf den sattem bekannten Gebieten und

die Schwierigkeiten der verfaßten Kirche mit der Lebensführung selbst ihrer aktiven und kirchenverbundenen Glieder, die allzu häufig durch stille Abwanderung gelöst würden, erschweren die Situation zusätzlich.

Die Folgerungen daraus ergeben sich mit einer gewissen Automatik: In der Regel zieht man sich in das zurück, was „noch“, jedenfalls scheinbar, Sicherheit bietet: „Man“ hält sich an das, was kirchlich vorgegeben oder vorgeschrieben ist, oder auch nur an den „Apparat“, an die „Verwaltung“ von Wort und Sakrament, soweit davon Gebrauch gemacht wird, und an die aufwendige, den Terminkalender überfordernde Betreuung der vielen kleinen Gruppen von Getreuen. Nur punktuell vernehmbare Minderheiten von kirchlich Verantwortlichen setzen demgegenüber auf einen völligen Neuanfang: Missionierung ab ovo nach biblischem Muster, weil die große Masse der Zeitgenossen, „konsumgeschädigt“ und hedonistisch verseucht, praktisch zu „Neuheiden“ geworden sei: bis auf Herz und Nieren säkularisiert und für die christliche Botschaft taub.

Aber werden die Voraussetzungen heutiger Glaubensverkündigung nüchtern genug gesehen?

Niemand wird die Schwierigkeiten, die da beklagt werden, auf die leichte Schulter nehmen, oder den geforderten missionarischen Neuanfang als völlig falsches Rezept von sich weisen wollen. Es sind ja *Reaktionen auf sehr reale Entwicklungen*. Von ihnen sind Eltern, deren Kinder die Kirche verlassen oder jede religiöse Praxis aufgeben, oder Erzieher, denen es inmitten der vielen übermächtigen Sozialisationskonkurrenzen „nicht mehr“ gelingt, Glaube erzieherisch zu vermitteln, weil sie sich selbst mit dem Glauben schwertun oder weil sie an der Gleichgültigkeit der Miterzieher scheitern, oft noch unmittelbarer betroffen als Seelsorger, in deren Umfeld sich religiöse Leere ausbreitet. Und natürlich ist das meiste, was sich an „neuer“ Religiosität anbietet, kein Glaubensaufschwung, sondern *pseudoreligiöse Selbst- und Lebenshilfe von Minderheiten* in einer religiös wenig alphabetisierten Bevölkerung.

Kein Zweifel: die Glaubensweitergabe ist zu der *Schlüssel- und Schicksalsfrage* nicht nur der Kirche, sondern der Christen geworden. Aber beruhen die Resignation und die Heilmittel, die dagegen angeboten werden, neben richtigen Erkenntnissen nicht auf weitgehend unzulänglichen Voraussetzungen, die die Wirklichkeit, mit denen es Kirche und Verkündigung heute zu tun haben, letztlich doch mehr verfälschen als erhellen?

Zunächst einmal: was als *Prozeß der Entchristlichung oder Verweltlichung* bezeichnet wird, ist, genau besehen, weniger ein Vorgang im Menschen selbst als Ergebnis gesellschaftlichen Wandels, allerdings mit kräftigen Wirkun-

gen auf das Verhalten des einzelnen. Der einzelne wird unabhängiger in der Wahrnehmung seiner Bedürfnisse, die Anschauungen individualisieren sich, die Überzeugungen werden pluraler, die Kontrolle von Verhalten und Gesinnung durch Sitte und Brauch entfällt weitgehend; der einzelne kann sich weniger an gesellschaftlich vorgeformten Mustern orientieren, sondern muß seinen Weg selber finden. Die zunehmende bzw. weitgehende Beherrschung der physischen und materiellen Lebensbedingungen, ein hoher Lebensstandard und die damit verbundenen Kulturgüter erlauben es ihm, sich *diesseitig* einzurichten. Damit entfällt nicht nur die täglich erfahrene Abhängigkeit von transzendenten Mächten, von denen er Hilfe und Heil erwartet. Und vor allem wird viel Aufmerksamkeit von all den Dingen, die über den diesseitig eingerichteten Alltag hinausweisen, abgezogen. Man muß – banal gesagt – nicht täglich beten, um sich des Morgen und Übermorgen zu vergewissern. Es läßt sich auch leichter verdrängen, daß jedes Leben endlich ist und trotz aller existentiellen Absicherungen morgen zu Ende sein kann. Fast natürlicherweise werden unter den gegebenen Bedingungen die *Vorstellungen von Gott* blasser, beschäftigen weniger Sinne und Verstand, Gefühl und Phantasie des Menschen. Gott mag einmal dagewesen sein, um die nächste Ecke, so drückte es jüngst einmal jemand aus, aber man spüre nichts mehr davon. Da ist es schwer, auch nur ein Grundgerüst religiöser Begriffe, Bezüge, Wahrheiten zu vermitteln: Was Gott für die Menschheit und für den einzelnen bedeutet, was Ewigkeit ist, was Offenbarung ist, was Gnade ist.

Aber deswegen schwindet die *religiöse Bedürftigkeit* nicht; hört das Fragen nach tieferen und letzten Sinnzusammenhängen nicht auf. Es wird war schwieriger, selbst *den religiösen Sinn von Kirche* durch die geschichtlichen Vermittlungen hindurch „noch“ wahrzunehmen, da diese – sich institutionell verselbständigend – in ihrer Wirkung gelegentlich sogar ihrerseits transzendenzfeindlich werden und deswegen schwer transportieren können, was sie in Wort und Sakrament bezeichnen. Aber die Einkreisung in die Banalität der täglichen Lebensabläufe bleibt – wenigstens als Not – spürbar und auch ein *Gefühl von Endlichkeit*, das es zu vertiefen, bewußtzumachen, existentiell erfahrbar zu machen gilt. Es ist fraglich, ob wir Menschen natürlicherweise religiöse Wesen sind im Sinne subjekthafter, existentieller, personaler Verwirklichung. Aber wir hören inmitten aller verweltlichten Lebenswirklichkeit nicht auf, nach unserem Woher und Wohin zu fragen und auch etwas davon zu erfahren und einander mitzuteilen. Die Antwort darauf kann in unserer konkreten gesellschaftlichen Situation freilich nicht mehr in erster Linie durch die milieugeprägte Aneignung institutionell vermittelter Symbole gegeben, sondern muß in der Regel in einem von den Lebensbedingungen her nicht festgelegten Lebenslauf realisiert werden. Die Kirche kann deswegen von vorneherein nicht mehr mit einem ein Leben lang durchgehaltenen Kinderglauben rechnen, und sie hat sich darauf einzustellen.

Nicht alle zeitgenössische Weltlichkeit ist unchristlich

Sodann: Nicht alle zeitgenössische Weltlichkeit ist unchristlich, und nicht jeder Mensch, der in unserem vom Christentum geprägten geschichtlichen Raum nicht aktives Glied seiner Kirche ist, kann als Neuheide bezeichnet werden.

Einmal läßt sich christliche Existenz nicht einfach über einen kircheninstitutionell festgelegten Leisten schlagen. Es gibt verschiedene Formen von Weisen gelebten Christseins: der eine ist in seiner Frömmigkeit mehr sakramental geprägt, der zweite lebt sein Christentum stärker als praktische christliche Nächstenliebe, und der dritte verwirklicht es, indem er mit stärkerer oder geringerer kirchlicher Rückbindung seine Alltagsverantwortung nach mehr oder weniger ausdrücklichen/bewußten christlichen Maßstäben vor Gott und unter den Menschen lebt. Jede dieser Weisen des Christseins wird zur *Minderform* des Christseins, wenn sie sich isoliert und in keinem Bezug zu den anderen lebt; aber diesen Bezug vorausgesetzt, sind es unterschiedliche, aber dennoch authentische Formen des Christseins. *Keine* von ihnen sollte voreilig für unkirchlich erklärt werden.

Zum anderen: 2000 Jahre Christentum sind an niemandem spurlos vorübergegangen. Auch wer in keinem ausdrücklichen Bezug zur Kirche lebt (ob er – bei uns – Kirchensteuer zahlt oder nicht), ist von seiner Kulturprägung und ethischen (vielfach auch in seiner weltanschaulichen) Haltung her einfach *in allem* Nichtchrist. Im Gegenteil! Nicht kirchlich gebundene Menschen orientieren sich – wenn auch nur selten bewußt – in ihrem Tun und Verhalten viel stärker an ihrer christlichen Herkunft, als auf Sakristei und Altar verengte Sichtweisen christlicher Kirchlichkeit wahrzunehmen vermögen. Man kann das häufig im Gespräch mit Menschen feststellen, deren Eltern und Großeltern bereits kirchenfern gelebt haben und die selbst – jedenfalls unmittelbar – von keiner christlichen Erziehung mehr berührt worden sind. – Selbst sie geben in Reden und Tun nicht selten zu erkennen, daß sie von *christlichen Verhaltensnormen*, nicht nur soweit diese Teil der Kultur sind, sondern auch persönlich bestimmt werden: nach eigenen Selektionskriterien zwar, aber doch spürbar. Man mag sie „anonyme Christen“ nennen oder auch das Gegenteil, nur Heiden, Neu- oder Altheiden, sind sie jedenfalls nicht: eher schon *nachchristliche Kostgänger des Christentums*.

Überdies muß auch Verweltlichung als gesellschaftlicher Prozeß nicht einfach mit Entchristlichung gleichgesetzt werden. Es gibt *Objektivierungen (Verwirklichungen) in unserem gesellschaftlichen Wertesystem*, die in ihrem ethischen Gehalt christlicher sind als vieles, was in „christlichen“ Gesellschaften früherer Zeiten realisiert worden ist. Der Sinn für Menschenrechte – von der Gottebenbildlichkeit her gesehen gewiß ein urchristlich ethisches Gut – ist erst in säkularen Formen „westlichen“ Christentums – gegen kirchlichen Widerstand – voll zum

Zuge gekommen. Und wird in heutigen säkularen Gesellschaften – trotz aller Verwerfungen – nicht mehr Gerechtigkeit verwirklicht, als es christliche Liebespredigt in den von der Kulturprägung her christlichsten Zeiten es je vermochte? Muß deswegen nicht viel mehr Sensibilität entwickelt werden für das, was an originär Christlichem in heutigen Gesellschaften verwirklicht wird? Jedenfalls verbietet es sich, nur auf das zu starren, was – christlich in seinem Gehalt oder nicht – gesellschaftlich im Schwinden ist. Und vor allem wird es gut sein, den *Wertewandel* differenzierter zu fassen: Wenn heute das Wort Friede höher rangiert als das Wort Nation, so läßt sich darin nichts Unchristliches erkennen, im Wandel von der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Ehe – trotz aller dabei unvermeidlichen Reibungsverluste – ebenfalls nicht. Es gibt jedenfalls in säkularen Gesellschaften mehr an personalen und sozialen Realisierungen christlicher Grundüberzeugungen, als gemeinhin angenommen wird.

Katholische Lebensart wird nicht desavouiert

Schließlich: auch was die unmittelbare Gegenwart betrifft, ist im Blick auf die Zukunftschancen des Christentums, gerade des katholischen, nicht alles negativ zu sehen.

Zugegeben: es ist jeweils schwer zu unterscheiden, was Oberflächensymptom oder Tiefenströmung, aktualitätsbedingte Mode oder Entwicklung mit Langzeitwirkung ist. Das Bedürfnis nach geschichtlicher Selbstvergewisserung kann sich in Nostalgiewellen erschöpfen. Die Abkehr von einem platten Rationalismus kann auch ein nur vorübergehendes Bedürfnis nach romantischer Gemüts-tiefe sein, die sich in gefühlvoller Selbstzelebration des Subjekts erschöpft, oder auch zur Einbruchsstelle irrational gestimmter Bewegungen werden, die sich von der geschichtlich gewachsenen Lebenswirklichkeit überhaupt abwenden. Und selbst die Verflüchtigung des Fortschrittsglaubens kann trügen, denn vielfach richtet sich Fortschrittskritik ja nur gegen Großtechnologien – in Analogie dazu auch gegen Großorganisationen – als gefürchteter Fehlentwicklung in den Lebensgrundlagen. Der *Machbarkeitsglaube* an sich – der Grundpfeiler aller Fortschrittsgläubigkeit – ist ja, sieht man sich die jeweils angebotenen Alternativen an, nicht schwächer, eher noch stärker geworden – gerade bei vielen, die sich fortschrittskritisch geben.

Aber unabhängig von der Unterscheidungsfrage, was kurzfristiger Trend und was unterströmige Langzeitwirkung ist, gibt es gegenwärtig in Denken, Fühlen und Verhalten eine *Grundströmung*, die katholischer Mentalität vertraut und verwandt ist, die als „postmodern“ bestimmte Lebenseinstellung sich weit ausbreitet und die christlich eingefärbt auch in anderen Konfessionen zu wirken beginnt.

Man muß ja nicht gleich – wie es da und dort schon geschieht – von der „*Rückkehr des Katholischen*“ sprechen. Aber die neue Wertschätzung von Tradition, die sich in verschiedenen Varianten und in unterschiedlichen politischen und kulturellen Färbungen ausdrückt und doch wohl wieder Teil eines verbreiteten Lebensgefühls wird, ist ja nicht gerade eine Desavouierung gemeiner katholischer Lebensart. Die Hochschätzung von Gemütswerten als kulturbildendem seelischem Untergrund sozialen Verhaltens ist heute katholischen Christen sogar mit vielen Anhängern jugendlicher Subkulturen gemeinsam – auch wenn man über das Gemeinsame gegenseitig wenig voneinander weiß.

Doch wichtiger im Blick auf die heutige technisch-instrumentale Vernunft gegenüber mißtrauischer Grundstimmung ist, daß katholische Tradition zwar in ihrer Glaubenslehre über lange Strecken einem glaubenspositivistischen Rationalismus folgte, aber der Katholizismus in seinem Glaubensleben, in Kultur und Frömmigkeit immer zwischen Kopf und Herz, meist mehr zugunsten des Herzens, auszugleichen verstand. Die Besinnung darauf, daß Fortschritt kein schlechthinniger Überwert ist, sondern Ziel *und* Maß braucht, wenn der den Menschen und seine Lebensgrundlagen nicht zunichte machen soll, diese in der letzten Zeit wieder hoch zu Ehren gekommene Einsicht deckt sich weitgehend mit katholischem Lebensgefühl und kirchlich bestimmter Lebensführung.

Blindes Vertrauen in das Vernunftvermögen und den durch wissenschaftliche Vernunft erzielten und bis zur Selbstüberholung beschleunigten technischen Fortschritt gehörte nie zu den Lehr- und Lebensgrundlagen christlicher Kirchen, der katholischen schon gar nicht. Deswegen ist es fast wundersam, mitansehen zu müssen, wie die Kirchen, auch die katholische, sich wegen Gen 1,28 („Erfüllet die Erde und macht sie euch untertan“) von der geschichtlich recht unbedarften Kritik der Ökologie-Bewegung (bzw. von besonders kirchenkritischen Teilen von ihr) ohne Not haben in die Defensive drängen lassen.

Nun kann natürlich von solchen *Seelen- und Geistesverwandtschaften* allein niemand große Anstöße zur Weckung neuer Glaubensbereitschaft erwarten. Es soll damit nur gesagt werden, daß weder die Verfassung der Gesellschaft noch die Lebenshaltung des einzelnen, noch der Zeitgeist in allem gegenchristlich oder gegenkirchlich gestimmt ist. Noch weniger läßt sich daraus eine Rechristianisierungsstrategie entwickeln. Wohl aber darf man daran die Überzeugung knüpfen, daß sich Christentum heute nicht einfach aufs Überleben in den eng gezogenen Grenzen kirchlicher Restmilieus einrichten muß, sondern daß es sehr wohl einen *menschlich-gesellschaftlichen-kulturellen Humus* gibt, den es zu pflegen gilt und aus dem, wenn Kirche die fruchtbaren Flecken in ihm zu erkennen und zu bepflanzen versteht, Glauben wachsen kann. Voraussetzung dafür ist, daß das, was in solchen Feldern an christlicher Substanz und an bewußter oder unbewußter Glaubensnähe vorhanden ist, nicht einfach deswegen

abgeschrieben wird, weil es in säkularen Gestalten lebt und vielfach quer liegt zu dem, was aus Tradition und kirchenamtlich verbürgt ist.

Das Tragische an der Gegenwartskirche ist ihre Blindheit für die eigene Stärke

Die Hoffnungen, daß unter den ganz aktuellen Umständen gerade das katholische Christentum etwas bewegen kann, sind um so begründeter, als es *geschichtserfahren und aus der Tradition lebend* geistig und lebensweltlich sehr festen Boden unter den Füßen hat und von daher kaum in Gefahr ist, sich dem jeweils nächsten Trend oder nächsten Problem anzuliefern.

Hinzu kommt die *Festigkeit gewährende Autoritätsstruktur* im Katholizismus, die starke Verzahnung von Amts- und personaler Autorität, auch das Denken und Sichdarstellen in Vorbildern. Eine Glaubensgemeinschaft, die im Kern ihres Glaubens so sehr eins ist und die durch *gelebte Vorbilder* doch auch immer wieder als anziehendes Beispiel wirkt und über eine fest gegründete Autoritäts- und damit Entscheidungsgrundlage verfügt, kann sich weit öffnen. Sie kann sich auch viel Empfänglichkeit für sich wandelnde Situationen leisten, ohne gleich fürchten zu müssen, das ganze Haus der Kirche könnte deswegen einstürzen.

Allerdings neigt die amtlich verfaßte Kirche traditionell und gegenwärtig besonders zum Gegenteil. Es ist die Tragik der Gegenwartskirche, daß sie *Selbststärkung* vornehmlich in der Vergegenwärtigung glorreicher Vergangenheit – unter weitgehender Weglassung aller Dinge, die glorreich gar nicht waren – und in der Absicherung der kirchlichen Gemeinschaft durch enge Verwaltungs- und Verhaltensmaßregelungen (vgl. z.B. ds. Heft, S. 259) sucht. Das Potential, das in ihr selber steckt und durch größere Reformbereitschaft stärker *missionarisch genutzt* werden könnte, scheint kaum erkannt, geschweige denn freigelegt zu werden. Die Kirche versteht (und glaubt) sich zwar selbst als geistgewirkte, aber wenn es um ihre eigene Zukunft als Glaubensgemeinschaft und ihre Wirkung auf die Menschen geht, vertraut sie doch lieber auf ihre *vermeintliche* institutionelle Stärke und kann dadurch nicht einmal ihre *wirkliche* Stärke als Institution und Gemeinschaft in ihrem missionarischen Profil ausreichend zur Geltung bringen. In dieser *selbst auferlegten Blindheit* dürfte zwar nicht der alleinige, aber doch der entscheidende *kircheneigene Grund* für manch verbreitete Resignation bei Seelsorgern wie bei aktiven Laien liegen. Es ist also nicht allein der glaubenswidrige Lauf der Welt, der verhindert, daß das „Wort des Herrn läuft“ (2 Thess 3,1), die Kirche ist sich auch kräftig selbst im Wege. Aber das kann sich mit Situationen und Personen ändern. Und oft ändert sich so etwas in der Kirche gerade dann, wenn es am wenigsten danach aussieht.

David Seeber